

Rezensionen

Fred Ruchhöft, Zvarin – Schwerin. Von der Inselburg zur Residenz. Mit Beiträgen von Marie-Luise Adolph, Jörg Ansoerge, Birgit Bartel, Claudia Besler, Anna Černý, Annica Kelp, Marlies Konze, Ursula Lehmkuhl, Sebastian Lorenz, Tilo Schöffbeck, Annemarie Schramm und Manuela Schult, hrsg. durch Detlef Jantzen. Schwerin: Landesamt für Kultur und Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern, 2017. 428 S., zahlreiche meist farbige Abb. ISBN 978-3-935770-52-1.

Besprochen von: PD Dr. Felix Biermann, Universität Greifswald, Historisches Institut, Domstraße 9a, 17489 Greifswald. E-Mail: Felix.Biermann@uni-greifswald.de

<https://doi.org/10.1515/pz-2018-0013>

2014 wurden bei Erdarbeiten im Hof des Schweriner Schlosses – heute Sitz des Landtages von Mecklenburg-Vorpommern – überraschend gut erhaltene Relikte eines slawischen Burgwalls aus dem 10./11. Jahrhundert entdeckt und in der Folgezeit archäologisch erforscht. Die Auswertung der Grabungsergebnisse war Anlass für eine umfassende Darstellung der Geschichte Schwerins, die ihren Fokus auf die mittelalterlichen Befestigungen auf der Schlossinsel richtet, davon ausgehend aber ein großes Panorama der Stadt- und Landesgeschichte entfaltet: Die Slawenzeit in Mecklenburg und der Stamm der Obodriten, das Werden und die Entwicklung Schwerins in Mittelalter und Neuzeit sowie die mittelalterliche Herrschaftsentwicklung sind ebenso Thema wie die Landschaftsgenese, die bei der Ausgrabung geborgenen Kulturpflanzenrelikte sowie Tierknochen und sogar die Käfer, die im 10. Jahrhundert im Holz-Erde-Wall lebten. Das Ergebnis der Bemühungen der Landesarchäologie, des Hauptautors Fred Ruchhöft und seiner Mitstreiter liegt schon wenige Jahre nach Abschluss der Ausgrabungen vor: ein überaus stattlicher Band, der durch seine gut verständliche Darstellung und attraktive Ausstattung ein breites Publikum anspricht. In nahezu idealer Weise werden archäologische Befunde facettenreich in ihren historischen Kontext eingebettet. Die wissenschaftlich profunde und zugleich spannende Geschichtsdarstellung, überreich veranschaulicht mit Fotos von Bau- und Bodendenkmalen, historischen Persönlichkeiten, mittelalterlichen Urkunden und Bodenfunden, ermöglicht dem Leser einen Streifzug durch eine tausendjährige Kulturlandschaft und -geschichte. Zwar erscheinen die Ausführungen zum Mittelalter zuweilen etwas ausufernd und verlieren sich hie und da in Nebensächlichkeiten, während die neuzeitliche Geschichte Schwerins und seines Schlosses, dessen heutige Gestalt

ein grandioser Ausbau des 19. Jahrhunderts prägt, eher summarisch abgehandelt wird. Diese Schwerpunktsetzung ist aber schon deshalb gerechtfertigt, weil das historistische „Märchenschloss“ erhalten und gut erforscht ist, die im Untergrund schlummernden Relikte der obodritischen Burg aber bislang nahezu unbekannt waren.

Die Ausgrabungen erfassten ein Teilstück des Walls der slawischen Burg in hervorragender Erhaltung, allerdings unter diffizilen Bedingungen: Die rund 4 m tiefe, mit einer Vielzahl von Stahlträgern versteifte Baugrube im Schlosshof bot stark eingeschränkte Bewegungs- und Beobachtungsmöglichkeiten. Dank der sog. „Structure from Motion“-Dokumentationstechnik, die auf der computergenerierten Erstellung von 3D-Modellen aus passpunktmarkierten Fotos basiert, ergibt sich gleichwohl ein instruktiver Befund. Nach Dendrodaten wurde der Wehrbau in den 940er Jahren errichtet und in den 960er Jahren zweimal ausgebaut. Über einem Substruktionsrost aus kreuz und quer gestapelten Eichenbohlen wurde die erste Wallmauer aus vorwiegend längs der Wallrichtung eingezogenen Bohlenlagen aufgeführt. Das stapelartige Bauwerk, mit torfiger Erde aufgefüllt, blieb in Form durch Fronten aus hochkant eingerammten Stabbohlen, die an ihrem oberen Ende Fingerzapfen aufwiesen. Diese waren in den Ösen von Spann- und Stichbalken fixiert, die quer in und über den Wall zogen und dessen Fassaden stabil verankerten. An den Grundbau setzte man später außen und innen Verstärkungen an, unter Anwendung eines ähnlichen Modells mit gewissen Variationen. Der auf 13 m Durchmesser erweiterte Wall verjüngte sich nach oben zu, dürfte mehrere Meter Höhe sowie einen Wehrgang besessen haben. Insgesamt erinnern Wallkonstruktion und -erhaltung an die Fortifikation von Behren-Lübchin – ein Klassiker der Mecklenburger Burgwallforschung. Ein ganzer Wald wanderte unter enormem Arbeitsaufwand in dieses Bauvorhaben. Man schuf so ein Bollwerk, das mit Rammwerkzeug oder Steinbeschuss praktisch nicht zu breschieren war. Die Schweriner Verteidiger mussten nicht einmal Brandschatzung – sonst die Achillesferse von Holz-Erde-Wehrbauten – fürchten, weil der auf Torf erbaute Wall von unten her stets durchfeuchtet war.

Im Burginnern fanden sich starke Aufhöhungen nebst Holzrosten und Steinpackungen. Da die Wehranlage nach 1025 vergrößert, der Wall an den Inselrand verlagert worden war, überzogen bald spätslawische Siedlungsschichten die funktionslos gewordenen Wehrbauten des 10. Jahrhunderts; dazu gehörten Relikte von Bohlen- und Flechtwandhäusern. Im Ganzen werden die komplizierten Grabungsbefunde von der Ausgräberin, Marlies Konze,

gut nachvollziehbar vorgestellt und von F. Ruchhöft wissenschaftlich eingeordnet. Die ovale Burg des 10. Jahrhunderts ist mit etwa 83 × 46 m Fläche den kleinen Ringwällen an die Seite zu stellen, die für jene Epoche im nordwestlichen Slawenland charakteristisch sind. Die Erweiterung im 11. Jahrhundert folgt ebenfalls einem zu Großburgen führenden Zug der Zeit.

Unter den Funden gibt es neben reich verzierter Keramik und Alltagsachen (Wetzsteine, Messer, Knochenpfrieme, Spinnwirtel usw.) auch Elitenausstattung, u. a. einen versilberten Reitersporn, zwei mit Glasfluss verzierte Gewandspangen aus dem Westen und vor allem eine goldene Hohlperle, für die man kaum Parallelen kennt. Die Autoren vermuten ihre Herkunft aus Mähren, Böhmen oder Polen. Den militärischen Charakter der Anlage unterstreichen Lederlaffen von Steinschleudern sowie Pfeilspitzen. Der feuchten Lagerung verdankt sich die Erhaltung eines Paddels. Dass das Holz bis in die über den Wall ziehenden Kulturschichten des 11. Jahrhunderts konserviert war, hängt mit der Sackung des tonnenschweren Walls im Torfboden zusammen, aber auch mit dem wechselnden Pegel des Schweriner Sees. „Spätestens ab dem 12. Jahrhundert“, so deuten geowissenschaftliche Untersuchungen an, „hatte der Schweriner See einen mit dem heutigen vergleichbaren Wasserstand“; allerdings „erweist sich die akkurate Ausweisung slawenzeitlicher Wasserstände [...] als kompliziert“ (Sebastian Lorenz u. a., S. 140).

Die Burg dürfte eine Gründung der obodritischen Herrscher sein, die im 10. Jahrhundert in Schriftquellen fassbar sind. Wahrscheinlich kann sie mit einer Inselburg im Land des „Königs“ Nâqûn identifiziert werden, die der jüdische Reisende Ibrâhîm ibn Ya'qûb für etwa 965 erwähnt; da damals – den Grabungsergebnissen von 2014/15 zufolge – an der Schweriner Burg gebaut wurde, könnte sich sogar Ibrâhîms berühmte, heute in keinem Lehrbuch zur slawischen Archäologie fehlende Schilderung des damaligen Befestigungswesens – „So bauen die Slawen die meisten ihrer Burgen ...“ – auf Schwerin beziehen (S. 168). Für das Jahr 1018 beleuchtet der Chronist Thietmar von Merseburg dann unzweifelhaft Schwerins obodritischen Hintergrund: Fürst Mistislaw zog sich in diesem Jahr bei einem Angriff seiner östlichen Nachbarn, der heidnischen Lutizen, „*intra Zuarinae civitatis municionem*“ zurück (S. 184).

Bei dieser historischen Kontextualisierung belässt es F. Ruchhöft aber nicht. Vielmehr legt das Buch nach der Darstellung der Forschungsergebnisse von 2014/15 erst richtig los, mit einem großen Überblick zur Stadt- und Landesgeschichte – quellengesättigt und interpretationsfreudig, lebhaft und anschaulich, mit kompetentem Bezug sowohl auf schriftliche als auch auf archäologische

Quellen. Aus der Vielzahl behandelter Themen herausgegriffen seien hier die im fortgeschrittenen 7. Jahrhundert einsetzende slawische Besiedlung Mecklenburgs, die Herausbildung der Obodritenherrschaft und deren Verhältnis zu den fränkischen, ostfränkischen sowie deutschen Königen und Kaisern, die religiösen Verhältnisse mit der Christianisierung, die dramatischen Ereignisse bei den Auseinandersetzungen zwischen dem Obodritenfürsten Niklot und dem Sachsenherzog Heinrich dem Löwen, die nicht minder folgenschwere Entführung des Dänenkönigs Waldemars II. durch Graf Heinrich I. von Schwerin, die Umbrüche im späten 12. und 13. Jahrhundert mit den „Siedlerströmen aus Sachsen und Friesland“ (S. 303), die Transformation des obodritischen Stammes- in ein Reichsfürstentum, das Werden von Bischofssitz, Fürstenresidenz und Rechtsstadt, die Bildung und die Geschichte der Grafschaft Schwerin, schließlich die Hofhaltung der Mecklenburger Herzöge. Hier findet der große Rundblick dann wieder auf die Schlossinsel zurück: Der letzte Beitrag – von der Ausgräberin und dem Bauforscher Tilo Schöffbeck – betrifft die 2014/15 erfassten Pfahlroste und Fundamente eines Treppenturms, der zu den Projekten des Schlossbaumeisters Ghert Evert Pilot in den 1620er Jahren gehörte.

Im Ganzen plausibel, ergeben sich sowohl bei den historischen als auch bei den archäologischen Darstellungen natürlich immer wieder kleinere Kritikpunkte. Beispielsweise wird die Subsumierung slawischer Zentralorte unter dem Begriff „Stadt“, die Ruchhöft anregt (S. 164), der Komplexität des Sachverhalts im Spannungsfeld zwischen herrschaftlichem Burgwall, frühurbaner Siedlungsagglomeration und Rechtsstadt nicht gerecht; Armbrustbolzen von der Burg Dobin am Schweriner See zeugen sicherlich nicht von den Kampfhandlungen während des „Wendenkreuzzuges“ von 1147, sondern von der weiterlaufenden Nutzung des Burg-Siedlungskomplexes bis in das 13. Jahrhundert, vielleicht auch von der ebenfalls schriftlich überlieferten Reaktivierung der Befestigung von 1278 (S. 200 f., 323 f.); die Frage, wie und ob die Obodriten am Lutizenaufstand von 983 beteiligt waren und wie sich in der Folgezeit die religiösen Verhältnisse in diesem Teil des nordwestslawischen Gebietes gestalteten, ist mit den wenigen einschlägigen Schriftquellen und Sachzeugen nicht so eindeutig zu beantworten, wie es der Autor nahelegt; insgesamt sollte die Unsicherheit von Hypothesen zur slawischen Ereignis- und Strukturgeschichte, zur Lokalisierung historisch überlieferter Orte oder auch zur Ausdehnung von Stammes- und Herrschaftsgebieten zuweilen noch stärker betont werden.

Die an ein breites Publikum gerichtete Form der Veröffentlichung bringt im Hinblick auf den Schweriner Burg-

wall mit sich, dass für das Verständnis der Ausgrabung notwendige Elemente der Grabungsvorlage entfallen sind. So fehlen Kataloge mit Fund- und Befundbeschreibungen sowie im Befundkontext verorteten Jahrringdaten, aber auch eine zeichnerische Dokumentation und Auswertung der Tonware, die aufgrund ihrer dendrochronologischen Zeiteinordnung von großer Aussagekraft für die slawische Keramikforschung ist. Das von M. Konze präsentierte Bild der Burgentwicklung ist insgesamt zwar überzeugend, bietet im Detail aber Anlass zur Diskussion. So ist eine fast 0,5 m starke, humose, fundreiche Schicht über dem 965 gebauten Holzrost in der Innenfläche der Burg m. E. kein Planierauftrag, sondern eine durch Nutzung entstandene Kulturschicht; der Prozess der Aufhöhung des Burghofes zwischen 942 und dem Ende der 965 errichteten Burg ließe sich insgesamt auf mehr Etappen verteilen. Dass die sog. „Instandsetzung des Walls“ (S. 54) um bzw. bald nach 960, tatsächlich ein starker Ausbau mit neuen Wallsektionen innen und außen, in einem Zuge erfolgte, sollte durch Dendrodaten belegt sein, denn nach dem Profil ließen sich insbesondere an der Außenseite auch mehr Bauetappen erschließen. Das ist schwer zu beurteilen, da teilweise offen bleibt, ob die Datierungen der einzelnen Bauteile auf Jahrringdaten oder auf der Interpretation der Ausgräberin beruhen. Überdies liefert die „Structure from Motion“-Technik zwar eindrucksvolle Bilder der Holzkonstruktionen; das anscheinend aus Fotos generierte Hauptprofil (S. 46, Abb. 4) wirkt in Bezug auf die Erdschichten aber abstrakt, sogar unklar: Holzkonstruktionen schweben anschlusslos in Schichten, in Fotos gut erkennbare und voneinander abgegrenzte Straten – etwa in der „hofseitigen Instandsetzung“ (S. 44 Abb. 2) und „feldseitigen Verstärkung“ (S. 60, Abb. 19) des Walles – finden sich im Hauptprofil nicht wieder. Ein Bauwerk, das im 11. Jahrhundert auf dem aufgelassenen Wall entstand und im Süden des Schnittes erfasst wurde, wird – anscheinend aufgrund von Mistablagerungen – als Viehpferch gedeutet; der ganze Horizont wird danach als „Viehpferchebene“ (S. 69) bezeichnet. Es handelt sich aber um ein für die Slawenzeit typisches, rechteckiges Wohnhaus von 4,4–5,4 m Seitenlänge mit Flechtwerk-Lehmwänden. Es enthielt sogar die Lehmrelikte wenigstens einer Feuerstelle als Indikator für eine Wohnnutzung, unterstrichen durch viele hier geborgene Funde; darunter gibt es einen metallenen Steckschlüssel, Fleischhaken, eine Ringfibel und den bereits erwähnten, versilberten Reiterhorn. Die gut erhaltenen Staken der Hauswände gelten der Ausgräberin als „Flechtwerkzäune“, die umgestürzten Wände als „Flechtwerkmatten“, deren Lehmewurf wird „sandig-lehmigen Abstreunungen“ zugewiesen (S. 70 f.). Ein weiteres, weniger gut erhaltenes Flechtwandhaus mit

Lehmkuppelofen, wiederum abweichend als Pferch gedeutet, fand sich im Norden des Schnittes, zumindest eine identisch ausgerichtete Hauswand nebst Feuerstelle im Mittelteil der Grabungsfläche: eine ganze Hausreihe, etwa Nord-Süd-orientiert. Dazu kommen weitere Lehmplatten von Feuerstellen, die die Achse der Hausfolge aufnehmen. Sie wiesen teils mehrere Tennen auf, als Beleg für länger währende Nutzungs- und Bebauungskontinuität – sog. „Sommerherde“ unter freiem Himmel oder, wahrscheinlicher, die einzigen Relikte von ansonsten nicht mehr erhaltenen Häusern. Die „Viehpferchebene“ ist mithin kein landwirtschaftliches Areal, in dem „Viehhirten [...] bei den Tieren wachten“ und sich an „Feuerstellen [...] Nahrung zubereiteten“ (S. 70). Vielmehr zeigt sich ein charakteristischer, dicht und in regelmäßiger Reihe mit Flechtwand-Lehmhäusern wohl längs einer Wegeachse bebauter Burghofhorizont mit Wohn- und Wirtschaftsnutzung, wie wir ihn vielfach aus spätslawischen Großburgen und Burgstädten kennen – kein agrarisches, eher ein frühurbanes Siedlungsmuster.

Dies tut der insgesamt gelungenen Zusammenführung archäologischer und historischer Forschungen in einem attraktiven Buch aber keinen Abbruch. F. Ruchhöft erklärt die Motivation für das Werk auch mit der kritischen Feststellung, „die aktuelle akademische Forschung“ widme „sich zunehmend theoretischen Einzelfragen, statt der interessierten Öffentlichkeit zeitgemäße und verständliche Ergebnisse zu präsentieren“ (S. 20). Den so formulierten Anspruch erfüllt die ausgezeichnete Schrift in jeder Beziehung.